

Wegener, Peter

**Herr F.: »Keinen Kuss mehr für Mutter!« - Aus der
psychoanalytischen Behandlung eines zwangsneurotischen
Patienten**

*Wegner, Peter / Henseler, Heinz (Hrsg.): Psychoanalysen, die ihre Zeit brauchen,
Zwölf klinische Darstellungen, 4. durchgesehene und veränderte Auflage, Frankfurt
a.M. 2013, S. 138-167*

urn:nbn:de:bsz-psydok-50173

Erstveröffentlichung bei:

Brandes & Apsel Verlag GmbH, Frankfurt a. M.

Nutzungsbedingungen

PsyDok gewährt ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit dem Gebrauch von PsyDok und der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Kontakt:

PsyDok

Saarländische Universitäts- und Landesbibliothek
Universität des Saarlandes,
Campus, Gebäude B 1 1, D-66123 Saarbrücken

E-Mail: psydok@sulb.uni-saarland.de
Internet: psydok.sulb.uni-saarland.de/

Peter Wegner / Heinz Henseler (Hrsg.)
Psychoanalysen, die ihre Zeit brauchen



Der Band vereinigt in einzigartiger Weise die Darstellung von zwölf erfolgreich verlaufenen Psychoanalysen, mit äußerst verschiedenen Patienten und respektvollen Psychoanalytikern. Der Band ist so konzipiert, dass er für Fachleute höchst anregend ist und für Laien nachvollzogen werden kann.

Die zwölf Darstellungen bieten einen Einblick in die psychoanalytische Praxis, wie er in dieser Form und Dichte in der Literatur bisher nicht vorliegt: die Bedeutung des Selbstheilungscharakters der sich einstellenden Symptome, der Vielfalt unbewusster neurotischer Konflikte, die elementare Bedeutung positiver und negativer Übertragungsprozesse in einer spezifischen dualen Behandlungssituation und dem Funktionieren von Widerstand und Deutung. Wie viel Zeit brauchen Psychoanalysen? Warum sich diese Zeit nicht künstlich oder aus wirtschaftlichen Gründen verringern lässt, zeigen die beunruhigenden und gleichzeitig hoffnungsvollen Behandlungsverläufe. Die notwendige Orientierung an den je spezifischen Notwendigkeiten einzelner Patienten steht dabei im Vordergrund und die Entfaltung eines Schutzes vor selbstdestruktiven Entwicklungen, die anderenfalls allein dem »Wiederholungszwang« unterworfen wären.

Die Herausgeber:

Heinz Henseler, Prof. Dr. med., Facharzt für Psychiatrie und Neurologie, Facharzt für Kinder- und Jugendpsychiatrie, verstorben 2011. Lehranalytiker und Supervisor der deutschen und internationalen psychoanalytischen Vereinigung (DPV/IPV). Von 1982 bis zur Emeritierung 1998 Lehrstuhlinhaber und Chefarzt der Abteilung für Psychoanalyse, Psychotherapie und Psychosomatik an der Universität Tübingen. Veröffentlichungen u. a.: *Narzisstische Krisen. Zur Psychodynamik des Selbstmords* (1974), *Selbstmordgefährdung. Zur Psychodynamik und Psychotherapie* (mit Christian Reimer, 1981); *Religion – Illusion? Eine psychoanalytische Deutung* (1995).

Peter Wegner, Dr. rer. soc., Dipl.-Psych., psychologischer Psychotherapeut, Lehranalytiker und Supervisor der deutschen und internationalen psychoanalytischen Vereinigung sowie Mitglied der psychoanalytischen Arbeitsgemeinschaft Stuttgart/Tübingen (DPV/IPV). 2000-2006 Mitglied des zentralen Ausbildungsausschusses der DPV. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Behandlungstechnik (siehe: www.dr.peterwegner.de). 2001-2005 Mitglied des »Komitees für Veröffentlichungen« der IPV, 2006-2008 Vizepräsident und 2008-2012 Präsident der Europäischen Psychoanalytischen Föderation (EPF).

Peter Wegner / Heinz Henseler (Hrsg.)

Psychoanalysen, die ihre Zeit brauchen

Zwölf klinische Darstellungen

Beiträge von

Ingrid Biermann, Georg Bruns, Matthias Elzer,
Alf Gerlach, Johann-Peter Hass, Heinz Henseler,

Ingrid Koesters, Claude Leguetel,

Joao Alves Nunes, Gertrud Reerink,

Ute Rupperecht-Schampera, Peter Wegner

Brandes & Apsel

Auf Wunsch informieren wir Sie regelmäßig über *Neuerscheinungen* in dem Bereich Psychoanalyse/Psychotherapie.

Bitte senden Sie uns dafür eine E-Mail an info@brandes-apsel.de mit Ihrem entsprechenden Interessenschwerpunkt.

Gerne können Sie uns auch Ihre Postadresse übermitteln, wenn Sie die Zusendung des *Psychoanalyse-Katalogs* wünschen.

Außerdem finden Sie unser *Gesamtverzeichnis* mit aktuellen Informationen im Internet unter: www.brandes-apsel-verlag.de und unsere E-Books und E-Journals unter: www.brandes-apsel.de

4. durchgesehene und veränderte Auflage 2013

des in 1. bis 3. Auflage im Westdeutschen Verlag erschienenen Werkes

© Brandes & Apsel Verlag GmbH, Frankfurt a. M.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, Mikroverfilmung, Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen oder optischen Systemen, der öffentlichen Wiedergabe durch Hörfunk-, Fernsehsendungen und Multimedia sowie der Bereithaltung in einer Online-Datenbank oder im Internet zur Nutzung durch Dritte.

Umschlag: Felicitas Müller, Brandes & Apsel Verlag, Frankfurt a. M.

unter Verwendung von Monet, *Water Lilies*, 1915

DTP: Caroline Ebinger, Brandes & Apsel Verlag, Frankfurt a. M.

Druck: STEGA TISAK, d.o.o., Printed in Croatia

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem und chlorfrei gebleichtem Papier.

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische

Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-95558-050-6

Inhalt

Peter Wegner

Prolog

Überblick über die zwölf klinischen Darstellungen 7

Frau A.: Schweigen und Zeitlosigkeit

Die Psychoanalyse einer depressiven Patientin 20

Frau B.: »Wie ist denn eine Frau?«

Zur Psychoanalyse einer Identitätsstörung 45

Herr C.: Wenn Heilung kränkt

Zur Psychoanalyse einer Herzneurose 64

Frau D.: »Es gibt ein Loch in meinem Leben!«

Zur Psychoanalyse einer Frau
mit psychosomatischen Beschwerden 92

*Herr E.: »Muss ich denn töten,
um lebendig zu werden?«*

Die psychoanalytische Behandlung
eines narzisstisch gestörten Mannes 118

Herr F.: »Keinen Kuss mehr für Mutter!«

Aus der psychoanalytischen Behandlung
eines zwangsneurotischen Patienten 138

Frau G.: Das hässliche Entlein

Körperliche Missbildung und psychoanalytischer Prozess 168

<i>Herr H.: »Da kommt Liebe raus!«</i> Aus der Analyse einer Perversion	193
<i>Frau I.: »Wenn ich mich nur ausdrücken könnte!«</i> Aus der Psychoanalyse einer Borderlinepatientin	230
<i>Herr J.: Die verachtete Geliebte</i> Die Psychoanalyse eines psychosomatisch Kranken	269
<i>Frau K.: »Ich habe mich nie als ganzer Mensch gefühlt!«</i> Die psychoanalytische Behandlung einer narzisstisch gestörten Frau	289
<i>Frau L.: »Mein Fleisch sei dein Fleisch!«</i> Aus der Psychoanalyse einer symbiotischen Psychose	317
<i>Peter Wegner</i> Epilog zur Neuauflage	341

Herr F.: »Keinen Kuss mehr für Mutter!«

Aus der psychoanalytischen Behandlung eines zwangsneurotischen Patienten

Vorbemerkungen

Menschen mit einer Zwangsneurose führen einen einsamen Kampf. Sie sind in einem System von Gedanken und Ängsten gefangen und fallen meist niemandem zur Last. Im Gegensatz zu vielen anderen Patienten mit psychosomatischen oder neurotischen Krankheiten suchen sie eher selten Ärzte oder Krankenhäuser auf und »verursachen wenig Kosten«. Dennoch ist der Preis hoch: ein Scheitern in privaten Beziehungen und in beruflicher Entwicklung, häufig ein Leben in Isolation und später Depression. Manchmal wird der Ausweg aus dem Privatgefängnis über einen Selbstmord gesucht. Zwangssymptome können hinsichtlich ihrer Intensität sehr variieren, vom Persönlichkeitszug bis hin zu einer passageren oder schweren chronischen Zwangssymptomatik, und sie können psychodynamisch in verschiedenen Phasen der kindlichen Trieb- und Selbstentwicklung begründet sein. Der vorliegende Behandlungsbericht eines jungen Mannes mit einer seit der Hälfte seines Lebens bestehenden Zwangsneurose soll einen Eindruck in die hartnäckige und komplexe Dynamik des intrapsychischen und auch interpersonellen Geschehens vermitteln. Der Analyse ging eine Psychotherapie mit einer Stunde je Woche von 15 Monaten voraus. Während des Schreibens dieses Berichtes befand sich die Analyse am Ende des vierten Jahres mit ca. 640 Stunden bei durchgängig vier Stunden pro Woche. Ein Behandlungsende ist innerhalb der nächsten Monate vorgesehen.

Die Erstgespräche

Herr F. kommt mit explizitem Analysewunsch zu mir. Schon am Telefon vermittelt er einen forschenden und jugendlichen Eindruck. Ich treffe auf einen Mann von damals 23 Jahren in legerer Sportkleidung, der bei der Begrüßung zackig-militärisch auftritt: »Sehr angenehm!« Die kurze Frisur mit Schnauzbart, sein preußischer Charme lassen mich sofort an einen Homosexuellen denken, was aber völlig in den Hintergrund tritt, als er mit etwas Zögern eröffnet, dass er »ein Neurotiker« sei, »der an einer Klaustrophobie und Zwängen« leide. Mit schneidend-scharfer Stimme berichtet er eloquent wie in Form einer Anklageschrift oder eines medizinischen Untersuchungsbefundes, dass er immer schon Aufzüge vermeide, da er Angst habe, darin stecken zu bleiben und umzukommen. Sarkastisch merkt er an, dass er als Student seinen Hiwi-Job ausgerechnet im 9. Stock der Fakultät wahrnehmen müsse. Er benutze eisern die Treppen, gebe dies vor anderen als Sportsgeist aus. Er vertraute sich aber seinem Professor an, der ihm zu einer psychoanalytischen Behandlung riet. Er denke manchmal an Selbstmord, ohne sich allerdings umbringen zu wollen. Lernen und Leistung seien sein Leben, aber er leide unter starken Prüfungs- und Existenzängsten. Ich frage Herrn F. nach seinen Ideen über die Ursachen seiner Phobie. Ihm falle dazu ein Urlaub in den Bergen ein, wo er zusammen mit seiner Schwester Hasen im Stall betrachtete und die Schwester meinte: »Die müssen aber Platzangst haben!« Er war sechs Jahre alt. Auf die Frage, ob damals etwas Wichtiges passiert sei, erfahre ich, dass sein Vater im Alter von 52 Jahren kurz zuvor an einem Herzinfarkt gestorben sei. Herr F. schildert seinen Vater in einer Art kühlen Idealisierung: für die Familie sorgend, witzig, »da und doch nicht da«. Ich: »Mir scheint, Sie sind von Ihrem Vater sehr enttäuscht, und sein früher Tod hat wohl vieles jäh beendet und erstickt.« Herr F. kurz: »Als er starb, war er eben ganz weg!«

Er kommt auf seine Zwänge zurück, über die er lieber, wenn auch mit einem tiefen peinlichkeitsgefühl spricht. Er müsse meist nachts al-

lerlei Dinge wie Heizkörper und Türgriffe stundenlang kontrollieren, da er sonst nicht schlafen könne. Er befürchte, ansonsten irgendeinen Schaden, Krankheit oder Einbrecher, zu erleiden. Die Zwänge kosten ihn viel Zeit, sodass er schwere Schlafstörungen habe, oft Medikamente einnehme und Alkohol trinke. Er wisse, dass diese Zwänge »unsinnig« seien, aber er müsse sie bis zur Erschöpfung mal mehr, mal weniger ausführen. Beim Autofahren habe er manchmal das Gefühl, wenn es »hinten irgendwie rumpelt, dass ich ein Kind überfahren haben könnte«, sodass er diese Stelle überprüfen müsse, und zwar so, dass keiner etwas merke. Er leide zudem unter Zwangsgedanken, dass er z. B. gegenüber einem Vater eines Freundes etwas Ordinäres sagen oder ihm ins Gesicht schlagen müsse; dies versuche er, mit besonderer Höflichkeit auszugleichen. Er wisse nicht, was ihn dazu bewege, da ihm diese Männer nichts getan hätten.

Ich bemerke, dass ihm der wichtigste Mann in seinem Leben durch seine psychische Abwesenheit und seinen frühen Tod einiges angetan hätte, was in ihm heftige Gefühle wecke, die er offenbar nicht wahrhaben wolle. Herr F. verneint, meint aber, der Tod seines Vaters habe ihn und die ganze Familie irgendwie aus der Bahn geworfen. Ich merke an, dass er auf mich einen braven, freundlichen, fast servilen, sozusagen »scheißfreundlichen« Eindruck mache, als könnte er auch mir gegenüber spontane Gefühle entwickeln, die er überspielen müsse. Herr F. lacht etwas gelockert, verneint aber. Dies sei ein Ergebnis der Erziehung seiner Mutter, die ihn wie ihren Augapfel gehütet und dressiert hätte.

Lebendig und amüsiert berichtet er über seine Mutter, dass sie wohl nicht verstehen wolle, dass er kein Kind mehr sei. Sie erziehe ihn noch heute, besonders gerne in der Öffentlichkeit. So müsse er fremden Damen in den Mantel helfen, obwohl er keine Lust dazu habe. Sie dränge ihn in die Rolle des motzigen Pubertierenden, obwohl er im Grund sehr an ihr hänge. Er wohne noch bei ihr. Sie sei sehr stolz auf ihn. Er schäme sich, Kritisches über seine Mutter zu sagen, aber sie sei so dominierend, geradezu kastrierend, dass er sich nicht anders wehren könne. In einem späteren Gespräch berichtet er, dass seine Mutter ihn heute noch zur Nacht auf den Mund zu küssen pflege; als er dies dann später ab-

stellte und nur noch seine Wange anbot, keifte sie: »Du hast wohl Aids und willst mich nicht anstecken?!«

In den Erstgesprächen erfahre ich noch etwas über die Entstehung der Zwangssymptome, die in der Pubertät, im Alter von etwa zwölf Jahren, manifest wurden im Zuge heftiger Glaubenskrisen: dass Gott solches Unrecht und Elend in der Welt zulassen könne (Gottvater als schwacher Mann). In dieser Zeit nahm Herr F. Zwangshandlungen vor, indem er z. B. beim Gehen die Beine besonders hoch anheben musste, »so als wären überall Gummischnüre gespannt wie bei einem Spiel«. Ich: »Wie beim Gummitwist?« Ja, bestätigt er mit Peinlichkeit, als sei das etwas Unanständiges, weil das ein Mädchenspiel ist. Er erinnert sich, dass er als Kind von Mädchen meist akzeptiert wurde, von Jungen aber weniger. Ich frage nach Liebesbeziehungen und erfahre, dass er mit 16 eine Freundin hatte, für die er sich ab dem Moment nicht mehr interessierte, als seine Mutter intrusiv neugierig wurde. Er hatte noch nie eine intime Beziehung. Seine Mutter und seine Schwester nähmen ihn derart in Beschlag, dass er kaum eigene Erfahrungen machen könne.

Herr F. erwähnt eine Bronzefigur, die im Wohnzimmer stand. Als Kind beschäftigte ihn sehr, ob sie einen Mann oder eine Frau darstelle; die Haare glichen denen der Mutter, die muskulöse Statur eher dem Vater. Wir können herausarbeiten, dass er mit diesem Thema die eigene sexuelle Identitätssuche seiner Kinder- und Jugendzeit aufwirft, er sich bis dato, als ein sexuelles Neutrum fühlt, worüber, wie später deutlich wird, ihm auch seine Fantasien bei der Selbstbefriedigung keine klare Orientierung geben konnten. Im Laufe der Vorgespräche erkennt Herr F., dass die Frage seiner sexuellen Identität von zentraler Bedeutung ist, gibt aber zu verstehen, dass er sich aus Angst und Scham nicht näher damit befassen mag, vor allem in meiner Anwesenheit; er habe mit keinem Menschen bisher über seine intimen Gedanken gesprochen.

Er formuliert wiederholt seine starke Ambivalenz mir gegenüber: Er freue sich zwar auf die Stunden und merke, wie eine Lebendigkeit in ihm zu arbeiten beginne, aber Ängste vor bestimmten Themen und einmal auch Wut gegen mich hochkämen. Dazu passt, dass während der fünf Vorgespräche seine Äußerungen über seinen Vater immer är-

gerlicher und entwertender wurden (»der dicke Wanst ... der hat mich immer nur verarscht, statt eine klare Antwort zu geben ... der Versager ...«). An einen Traum aus seiner Kindheit erinnerte er sich: »Ein schwarzer Mann, ein Neger, stand über mir und meiner Mutter mit einem Messer in der Hand. Wir flüchteten vor ihm auf eine Insel, aber er verfolgte uns.« Das Ende wisse er nicht mehr. Er denke, dass dieser Mann sein Vater sein müsse. Die Gefahr sei zwar durch seinen Tod vorbei, aber er komme offenbar nicht mehr von seiner rettenden Insel weg. In dieser Stunde erwähnt er verlegen einen Traum, in dem wir beide vorkommen: »Ich rufe Sie Samstag abends zu Hause an. Sie wohnen in einer kleinen Kneipe, die es tatsächlich in seiner Kindheit gegeben hat. Ich musste Ihnen was Wichtiges sagen, was ich aber völlig vergessen habe. Sie sagten kumpelhaft: ›Dann schießen Sie mal los!‹ Ich war enttäuscht, dass Ihr analytisches Inkognito damit aufgegeben war.« Die geträumte Nähe (Kneipe = Arbeitszimmer des Vaters = mein Behandlungszimmer) versetzte ihn in Hochstimmung und auch Depressivität, da er befürchtete, er könne mir damit auf die Nerven gehen.

Herr F. erfuhr schon im Erstgespräch, dass ich ihm momentan keine Analyse anbieten, ihm aber entweder eine/n Kollegen/in empfehlen oder ihm zunächst eine einstündige Psychotherapie anbieten könne. Er entschied sich für ein »Warten in der Psychotherapie«. Eine Analyse könne er sich bei einer Frau sowieso nicht vorstellen. Es bestand bei mir zudem eine gewisse Unsicherheit in Bezug auf die Indikation für eine Psychoanalyse. Einmal wegen seines Alters (Postadoleszenz und ihre besondere Dynamik) und seiner sozialen Situation als Student (Finanzierung nach Ablauf der Kassenleistung, da seine Analyse wegen der lange bestehenden Symptomatik eine längere Zeit benötigen würde). Zum anderen wegen der Vielschichtigkeit seiner Symptome (Zwänge, Phobien, depressive Verstimmungen und sexuelle Identitätsstörung: Homosexualität oder eher »Heterophylophobie«?), die auch Ausdruck einer sogenannten frühen Störung auf Borderlinieniveau sein könnten. Vor einer Analyse wollte ich Herrn F. erst besser verstehen und sehen, wie er mit regressiven Prozessen und narzisstischen Kränkungen, die die Analyse nun einmal mit sich bringt, umgehen kann und wie seine Ich-Funktionen beschaffen sind.

Mein hypothetisches Verständnis seiner Neurose nach den Vorgesprächen war, dass Herr F. in der negativen Phase seines ödipalen Konfliktes eine Störung seiner psychosexuellen Entwicklung erfahren hatte, in der die Liebe und die besondere Beziehung zu seinem Vater ihn aus der engen Beziehung zur Mutter hätten herauslösen können. Die damit verbundenen Frustrationen und der Eintritt in die positive ödipale Phase hätten dann eine erste Ablösung von den primären Objekten ermöglicht. Stattdessen blieb er durch seinen psychisch wenig präsenten Vater in einer omnipotenten und narzisstischen Beziehung zur Mutter gefangen (die Insel im Traum), insbesondere als sein Vater plötzlich starb. Eine Trauerarbeit schien mir nicht stattgefunden zu haben. Meine therapeutischen Gefühle Herrn F. gegenüber sind und waren bestimmt von einer spontanen Sympathie und Interesse an seiner Person und Lebensgeschichte. Im Laufe der Behandlung verstand ich diese Identifikation als Vater meiner eigenen Söhne, von denen einer gerade in dem Alter war, als Herr F. seinen Vater verlor. Mir war klar, dass die Analyse mit einem Zwangsneurotiker zwar eine faszinierende, aber auch quälende Reise werden würde. Die noch nicht ins Offene gekommene Homosexualität von Herrn F. verstand ich nicht als eine neurotische Krankheit im Sinne einer Perversion. Der Zwang und die Phobie hatten die Funktion, seine latente Homosexualität abzuwehren. Dennoch verstand ich die vermutete homosexuelle Identitätsbildung als Ergebnis eines ungelösten neurotischen Konfliktes, unter dem Herr F. zu leiden hatte.

Zur Biografie

Viele lebensgeschichtliche Daten haben sich erst im Laufe der Behandlung ergeben; wichtig war dabei ihre jeweilige emotionale Verarbeitung durch den Patienten. Im Verlauf der Analyse war eindrucksvoll zu sehen, wie dieselben Fakten und die damit verbundenen Beziehungsspekte und Triebwünsche sich in ihrer Bedeutung wandelten.

Die Mutter von Herrn F. war 14 Jahre jünger als der Vater. Vor ihrer Heirat arbeitete sie als Sekretärin, er als Angestellter in verschiedenen kaufmännischen Positionen. Die Schwester ist acht Jahre älter, übt heute einen sozialen Beruf aus, sei ebenfalls sehr ängstlich und habe erhebliche Schwierigkeiten in Beziehungen. Als Herr F. zur Welt kam, war die Mutter 38, der Vater 52 Jahre alt. Im Laufe der ersten Therapiemonate klärte sich für den Patienten auf, dass sein Vater erst mit 58 und nicht mit 52 Jahren starb. Im ersten Jahr der Analyse erschloss er anhand von Erinnerungsfetzen und Nachforschungen, dass sein Vater in seinen ersten drei Lebensjahren aus beruflichen Gründen nur an den Wochenenden zu Hause war. Die enge Beziehung zur Mutter, auch im Schlafzimmer, wurde dann immer wieder durch den Störenfried Vater unterbrochen. Der Vater studierte vor dem Krieg, meldete sich aber unter dem Druck der eigenen Eltern zur Wehrmacht. In dieser Zeit heiratete er erstmals. Andeutungsweise konnte Herr F. in Erfahrung bringen, dass sein Vater aus opportunistischen Gründen in die SS eintrat. Nach dem Krieg stand er in den Diensten der US-Army und später in diversen Firmen in leitender Stellung, scheiterte aber immer wieder. Herr F. recherchierte während der Analyse die Vorgeschichte seines Vaters, wobei ihm seine Mutter detaillierte Auskünfte verweigerte bzw. er sich für sein spätes Interesse an seinem Vater schämte. In der Erinnerung des Patienten versteckte sich sein Vater in seinem Arbeitszimmer hinter Büchern, meist trivialer Literatur wie Krimis, und hüllte sich in Zigarettenqualm. Von Bedeutung ist dabei die enge Bindung des Vaters an seine eigene Mutter, in deren Haus die Familie später einzog. Der Vater starb vor seiner Mutter, beide liegen im gleichen Grab.

Die Mutter von Herrn F. war in ihrer »hysterischen« Geschäftigkeit der Motor der Familie. Sie hatte alles unter Kontrolle und erklärte dem kleinen Jungen die Welt, meist in einer überfordernden, weil altersunangemessenen Weise. Autonomiebestrebungen wurden früh mit ängstlichen Andeutungen und Drohungen unterbunden: »Geh' mit keinem mit!«, oder »Wenn ein Mann sich wie eine Frau fühlt, dann ist das schlimm!« Eine wichtige Rolle spielte dabei ein grob sexualisiertes

verbales Klima, »du und dein Affenschwänzchen«. Herr F.: »Es kommt mir so vor, als sei ich mit einem Fieberthermometer im Hintern aufgewachsen, weil meine Mutter die fixe Idee hatte, ich sei krank.« Eine Zeit lang habe er wegen Verstopfungen Einläufe von ihr erhalten. Nach dem Kindergarten wurde Herr F. mit fünf Jahren eingeschult. Seine Schulleistungen wurden nach des Vaters Tod anhaltend schlecht, was von der Mutter auf die Schule und ungerechte Lehrer geschoben wurde. Trauer wurde durch Leistung und Ablenkung abgewehrt, wobei die Mutter alle seine Aktivitäten (Hausaufgaben, zwei Musikinstrumente) begleitete und kontrollierte. Nach Vaters Tod schlief Herr F. für einige Jahre im Ehebett mit der Mutter, was er als tröstend und beschützend erlebte. Er hatte in seiner Peergroup bei Jungen einen schwierigen Stand, fühlte sich als Weichling und Prügelknabe enttarnt. Bei Mädchen war er wegen seiner feinen Manieren wie ein »kleiner Lord« beliebt und akzeptiert. Schulische Probleme wurden mit einem Schulwechsel gelöst. Herr F. absolvierte das Abitur, ging zur Bundeswehr und verbrachte ein halbes Jahr im Ausland zum Sprachstudium, wo es ihm unter der Trennung von zu Hause sehr schlecht erging. Schließlich studierte er Jura in der Nähe seines Wohnortes. Mit 16 Jahren hatte er eine platonische Beziehung zu einer Mitschülerin, in die sich seine Mutter in einer für ihn peinlichen Art einmischte: »Habt ihr euch schon geküsst?« Er spürte sein starkes Interesse an den Vätern seiner Freundinnen und Freunde, die er meist bewunderte und denen er zu gefallen suchte. An körperlichen Erkrankungen sind eine Operation im Alter von drei (Phimose) und fünf Jahren (Rachenmandeln) zu nennen.

Warten in der Psychotherapie oder Reise mit der *Titanic* zu neuen Ufern

Die Psychotherapie findet in der psychotherapeutischen Ambulanz einer Klinik statt, in der ich damals arbeitete, ohne dass dafür bei der Krankenkasse ein Gutachterverfahren erforderlich war. Sie und damit ich werden zunehmend ein wichtiger, aber ambivalenter Bestandteil seines Lebens. Herr F. empfindet die Woche zwischen den Stunden wie eine Sinuskurve: halb gut und belebend, dann halb deprimierend. Rasch möchte er mehrere Stunden, was aber aus äußeren Gründen nicht geht. Ich bekomme Einblick in sein Leben, in seine depressiven Seiten, die besonders an Wochenenden hervortreten, die ihn an die langweiligen Sonntage in der Familie (»Werner Höfer – Mittagessen – Zigarettenrauch – Hoffen – Langeweile«) erinnern. Seine Arbeitsstörungen nehmen ab, seine Zwänge blühen verstärkt auf. Er lernt viel, hört einsam klassische Musik, er dichtet surreale Verse, verabredet sich mit alten Jugendfreunden, zu denen er eine recht zwiespältige Freundschaft pflegt. Er erzählt Träume mit morbiden, mörderischen Inhalten in grauen Farben. Er steckt ein kleines Mädchen in den Backofen, es geht um Leichen, efeumrankte Baumstümpfe etc. Er spürt seine aggressiven und destruktiven Fantasien, die er nicht haben will. Sein Material ist erschlagend, kann in der vorhandenen Zeit gar nicht näher angeschaut und verarbeitet werden. Sehr schnell entwickelt Herr F. eine Beziehung zu mir wie zu seinem Vater. Da ich auf seine aggressiven Ideen nicht strafend oder verurteilend, sondern verständnisvoll reagiere, kann er nach und nach auch aggressive Fantasien mir gegenüber zulassen, dass ich z. B. »so ein Schlaffi« bin wie sein Vater. Er versucht, sich für seine Einfälle zu entschuldigen, und hat Angst, ich könnte ihn rausschmeißen, zumindest meine Sympathie und mein Interesse von ihm abziehen. Deutungen der Übertragung lassen ihn erkennen, dass er als kleiner Junge das Gefühl hatte, sein Vater lehne ihn ab, interessiere sich nicht für ihn. Sein Vater habe ihn auch nie bestraft oder gezüchtigt, dies hätte seine Mutter »inflationär« erledigt, aber ihre Schläge waren nichts wert.

In der späteren Analyse wünscht sich Herr F. geradezu sehnlichst, dass ich ihm einmal für seine Einfälle »eine knalle«, damit er mich spürt und entschuldigt ist.

Nur einmal erinnert er sich an eine Drohung des Vaters, er solle das Daumenlutschen sein lassen, weil ihm sonst der Daumen schrumpfe. Herr F. lutschte wacker weiter, nichts passierte. Als aber sein Vater starb, hörte er am gleichen Tag damit auf. Er ist über mich enttäuscht und empfindet die Stunden mit den gleichen Gefühlen wie bei der Vorstellung, einen Fahrstuhl betreten zu müssen. Seine Einfälle zu den Aufzugtüren führen ihn zunächst zu umklammernden und verschlingenden Umarmungen seiner Mutter, denen zu entrinnen in den Entschluss mündet, von zu Hause auszuziehen und sich ein Zimmer zu suchen. Fast nebenbei erfahre ich, dass dieses Zimmer in unmittelbarer Nähe meiner Arbeitsstelle liegt.

Nach einem Jahr zieht Herr F. von seiner Mutter weg, was sie gekränkt mit verstärkten Ängsten vor Einbrechern oder mit Anrufen am frühen Morgen quittiert. Sie somatisiert, glaubt Krebs zu bekommen. Er fühlt sich erpresst, an Wochenenden fühlt er sich »wie Anthony Perkins in dem Film *Psycho*, als dessen Mutter noch lebte«. Er behält ihr Auto. Sie kauft sich, ohne ihn um Rat zu fragen, ein Neues, was ihn wiederum kränkt, da sie nicht seinen Rat einholte. Früher habe sie ihn als einzigen Mann im Hause in jede »Pippifax-Entscheidung« involviert. Mit der räumlichen Trennung von seiner Mutter nehmen die Zwänge und die Schuldgefühle ihr gegenüber erheblich zu. Seine Schwester setzt ihm zu, da die Mutter ihre Fühler kompensatorisch nach ihr ausstrecke. Sarkastisch meint Herr F., sein Vater habe sich seiner Frau nur durch einen plötzlichen Herztod entziehen können. In diesem Zusammenhang wird seine Annahme, sein Vater sei mit 52 Jahren gestorben, durch meine klarifizierende Intervention korrigiert. Er starb mit 58 Jahren. Herr F. hatte übrigens den gleichen Vornamen wie sein Vater, kann jetzt seine bislang unbewusste Fantasie erkennen, dass er durch seine Existenz Schuld am Tod des Vaters habe. Der Tod des Vaters wurde von ihm ohne Trauer verarbeitet, seine Mutter versuchte, ihn davon abzulenken, schenkte ihm einen Hamster, nahm ihn in ihr Schlafzimmer auf und

widmete ihm all ihre Zeit. Herr F. erinnert sich an Ängste, auch noch seine Mutter zu verlieren, zumal sie ihm als Kind oft androhte, ihn ins Heim zu stecken, wenn er zu wild und frech, d. h. autonom wurde.

In der Analyse verdichtete sich später das Material, dass ein Onkel, von dem sich Herr F. immer wegen seiner weichen Züge kritisch betrachtet und abgelehnt fühlte, am Tag nach dem Tod zusammen mit ihm zu einem Beerdigungsinstitut fuhr. Unterwegs lief ein Kind ins Auto, das aber kaum verletzt wurde. Die Bearbeitung dieser Erinnerung führte zum Verschwinden seiner Zwangsideen, selbst ein Kind überfahren zu haben. Und im späteren Verlauf der Analyse bekam dieses Thema die Bedeutung, dass er als Kind glaubte, sterben zu müssen, weil sein Vater starb und Herr F. sich an seinem Tod schuldig fühlte. In der Psychotherapie tauchte oft die Fantasie auf, auch ich könnte plötzlich verschwinden. Herr F. musste sich manchmal bei meiner Sekretärin vergewissern, wann seine nächste Stunde sei. Direkt bei mir wagte er es nicht, er wollte nicht stören. Ich: »Ihren Vater wollten Sie in seinem Arbeitszimmer auch nicht stören.« Herr F.: »Stimmt, ich habe mich immer an meine Mutter gehalten, die hat mich beruhigt.« Ich: »Da Ihr Vater damals noch lebte, muss Sie etwas anderes beunruhigt haben.« Herr F.: »Tja, warum habe ich ihn nicht aufgesucht? Ich muss vor ihm Angst gehabt haben, zumindest die Angst, dass er mit mir nichts anfangen kann. Ich glaube, meine Mutter hat mir eingeschärft, ich solle ihn nicht stören. Über allem schwebte eine Peinlichkeit und, wenn ich zu ihm vordringen konnte, hat er mich verarscht und nur blöde Späße gemacht, als sei ich ein Hund, den man im Vorbeigehen einmal foppen kann.« Ich: »Zu mir zu kommen ist Ihnen erklärtermaßen auch sehr peinlich. Warum denn? Ich foppe und verarsche Sie nicht, außerdem behandle ich keine Hunde.« Herr F. lacht, wenn er dennoch ein Hund wäre, dann wäre sein Schwanz bestimmt kupiert. Später erwähnt er eine Deformation seines Penis, »krumm und devot«, als sei dieser minderwertig und nicht funktionsfähig.

In der folgenden Stunde erzählt er mir zwei Träume. Er lag mit einer Kommilitonin, die er sehr nett findet und von der er wisse, dass sie ein sechsjähriges Kind habe, im Bett. Sie wollte was von ihm, er hatte zwar eine Erektion, aber als er eindringen wollte, schlaffte er ab. Anschlie-

ßend sah er in seinem Mund lauter faulige Zähne. »Ekelhaft war's«, meinte er. Mein Hinweis, dass diese Frau ein sechsjähriges Kind habe, lässt ihn an seine eigene Kindheit und den Tod des Vaters mit Schrecken zurückdenken. Dass diese Frau für seine Mutter stehen könnte, findet er absurd bzw. doch verständlich, da er sich vor ihr körperlich sehr ekle.

Im zweiten Traum sah er ein Reklamebild, wo ein Mann von einer Klippe einen grandiosen Kopfsprung ins Meer macht. Er stürzte ihm im Traume in die Brandung nach. Er bemerkt dazu: Das sei echte Leidenschaft, Frauen ekelten ihn sowieso. Er habe beschlossen, die Abküsserei durch seine Mutter endlich abzustellen. »Kein Kuss mehr für Mutter!« Beide Träume zusammen ergeben ein Programm für die bevorstehende Analyse.

Herr F. drängt mit Blicken auf die Couch, auf den Beginn der Psychoanalyse wartend. Er habe das Gefühl, tiefer einsteigen zu müssen. Er spüre, dass er bestimmte Themen, die er noch nicht näher kenne, unter Verschluss halte und so nicht angehen könne: »Ich kann nichts fühlen.« Er habe auch Vorkehrungen getroffen, die Analyse nach Ablauf der üblichen Kassenfinanzierung weiter bezahlen zu können. Dabei greife er auf sein Erbe zurück, außerdem hoffe er dann, über ein eigenes Einkommen zu verfügen.

Nach der Analysevereinbarung berichtet Herr F. von einem Traum, der eine wichtige Verdichtung seiner Ängste und Wünsche darstellt sowie die ambivalente Übertragungsneurose ankündigt: »Wir befinden uns an Deck eines Dampfers à la *Titanic*. Sie liegen in einem Liegestuhl, und ich sehe ihre weiße Kehle. Ich habe Angst, ein Messer bei mir zu haben und Ihnen die Kehle durchschneiden zu können. In der Nähe spielen zwei kleine Kinder, die zu Ihnen gehören müssen. Sie rufen den kleinen Jungen zu sich und schauen ihm in den Mund, und ich sehe, dass man da durchsehen kann, weil hinten im Nacken ein Loch ist. Sie sagen: ›Das sieht aber sehr, sehr schlimm aus.« Ihm fällt dazu sein Orthopäde ein, der seine Patienten mit allerlei Einschüchterungen zu Therapien zu überreden pflegte, und er muss an seinen Vater denken, der in solch einem Liegestuhl im Italienurlaub am Meer lag. Ich: »Verständlicherweise macht Ihnen die Analyse große Angst: *Titanic* ... sieht

schlimm aus!« Er: »Die nahm ja kein gutes Ende.« Ich: »Ja, weil der Kapitän die Eisberge ignorierte, während rauschend getanzt wurde. Und wenn's ernst wird, haben Sie den Wunsch, die Verantwortung für diese Reise mir als Orthopäden, der Sie zurechtrücken soll, zuzuschieben.« Er: »Ja, ich habe große Angst, was da noch herauskommen könnte.« Ich: »Zum Beispiel eine Reise mit dem Vater gen Italien.« Herr F. stutzt und lacht, er habe seinen Vater in diesem Urlaub zum ersten Mal nackt gesehen, d. h. seinen Penis in einer Strandkabine wahrgenommen. Sein Vater hatte eine ganz weiße Haut. Ich: »Und Sie befürchten, dass Sie mir meine weiße Gurgel durchschneiden könnten.« Er: »Ich befürchte eher, dass Sie mir, während ich hier auf der Couch liege, meine Kehle durchschneiden könnten. Der Junge hatte ja schon hinten ein Loch.« Dabei bildet er mit den Händen ein Dreieck. Ich: »Ja, ich verstehe Ihre Ängste jetzt so, dass Sie mir die Kehle durchschneiden möchten, da Sie befürchten, ich könnte Ihnen hinten ein Loch machen. Das wäre schlimm.« Herr F. meint, dass er sich nicht vorstellen könne, in einer Analyse ungestraft alles sagen zu können, was er denke und fühle.

Das erste Analysejahr oder über Liebe und Hass und verbotene Nebengötter

Herr F. kommt zur ersten Analysestunde mit einer Zahnsperre zur Kieferregulation. Ich: »Sie haben sich Zaumzeug anlegen lassen?« Er: »Ich muss wohl meine Worte im Zaum halten.« Ich: »Das ist aber gegen die Grundregel, die ja lautet, dass Sie hier auf der Couch über Ihre Gedanken und Gefühle keine Zensur ausüben.« Er: »Leicht gesagt, aber erst, wenn meine Kiefer besser stehen. Ich bin Ihnen noch unterlegen.« Er muss sich spontan nach mir umdrehen, um sich meiner Distanz zu vergewissern. Es geht um Nähe und auch um Geräusche von mir und außerhalb des Zimmers. Er sei seit seiner Kindheit gewohnt, nachts Geräusche zu orten, z. B. im Elternschlafzimmer. Sein allererster Gedan-

ke beim Hinlegen sei aber gewesen: »Wenn meine Mutter mich sehen könnte, würde sie mich hämisch auslachen, wie eine Frau ihren impotenten Liebhaber auslacht.« In dieser Stunde zeichnet sich schon die ständig oszillierende bisexuelle Übertragungsfigur ab. Ein Vater, den er nicht sehen und greifen kann und der ihn nicht sieht; oder der sich verstellt, um ihn zu überwältigen. Sowie eine Mutter, die ihn zu sehr im Auge hat, beherrscht, ihn mit Angst und Beschämung bindet. Viele Stunden beschäftigt er sich mit alttestamentarischen Themen, die alle auf die Frage hinauslaufen, ob Gott eine Frau sei, wenn er von den Machtverhältnissen in seiner Familie ausgehe. Das erste der Zehn Gebote beschäftigt ihn über viele Stunden. Er versteht dies als ein Grundgebot, das ihm von seiner Mutter implantiert worden sei, nämlich dass er zu keinem anderen Menschen in eine engere Beziehung treten dürfe als zu ihr. Andere zu vergöttern sei Verrat und werde mit dem Rauswurf aus dem Paradies geahndet. »Ich bin Mutters Appendix.« Im zweiten Jahr formuliert er: »Ich bin ihr Ganzkörperphallus, zumindest ihre Prothese.« Im dritten Jahr träumt er, seine Schwester habe einen Penis und sie wollten miteinander schlafen. Er: »Ich habe aber auch einen.« Ich: »Dann haben Sie von einer homosexuellen Begegnung geträumt.«

Sein erster Traum in der Analyse besteht aus zwei Teilen: »Sie sitzen nachts in meinem Zimmer am Kopfende meines Bettes und hindern mich dadurch am Schlafen.« Er würde zwar gerne einmal hier auf der Couch einschlafen, aber meine Anwesenheit beunruhige ihn zu sehr. »Ich wollte mit meiner Schwester in eine Ausstellung, hatte aber nur eine lange Unterhose Marke ›Liebestöter‹ an. Sie sagte, ich könne sie doch anlassen. Ich wollte mir eine Hose kaufen gehen, sie bot mir einen gehäkelten Rock an. Aber alle Hosen waren ausverkauft außer in einem teuren Laden. Ich kam aber da nicht hin, weil die Rollbänder, wie auf dem Flughafen, entgegengesetzt liefen.«

Seine Einfälle führen ihn zu einem Freund, der gerne die Rolltreppen entgegengesetzt benutzt, der komme zu seiner Hose. Er erinnert sich, dass seine Mutter ihm oft gestrickte lange Wollunterhosen anzog und er sich ohne Erfolg dagegen wehrte. Er bezeichnet seine Mutter als eine Doublebindmutter, da sie ihn zwar wie ein Mädchen abrichtete, von

ihm aber verlangte: »Sei ein Mann!« Ihr verbaler Umgang, ihr Witz sei von einer »brutalen Direktheit«, was sich auch auf sexuelle Aufklärung (z. B. ihre Menses) bezog, was ihn als kleinen Jungen verwirrte. Er fühle sich irgendwie schuldig am Tod seines Vaters und an der Blutung seiner Mutter. Heute fühle er sich ihr gewachsen, kontert z. B.: »Ich Tarzan, du Jane!«, wenn sie wieder einmal besonders »kernig« war.

Herr F. spürt seine Abhängigkeit von seiner Mutter und erlebt ihre Unberechenbarkeit nicht nur kastrierend, sondern vernichtend. So meint er, dass er sich von seiner Mutter zu etwas verleiten lasse. Wenn etwas schiefläuft, distanzieren sie sich aufgebracht von ihm. Dann müsse er die Schuld alleine ausbaden. Seit seiner Kindheit habe er das Gefühl, etwas falsch gemacht zu haben, wisse aber nicht was. Er komme sich vor wie im *Prozess* von Kafka.

Das erste Analysejahr lässt sich unter vier Themen, die in dieser Zeit ihre Dynamik entwickeln, fassen. Dies ist nicht ganz einfach, weil Herr F. in den Stunden sehr viel spricht, eine sprühende, oft unterhaltsame Eloquenz zeigt, viel träumt. Mich, wie er später einmal sagt, »mit Material zu scheißt«, um mich in Schach zu halten bzw. nichts fühlen zu müssen (seine Abwehrmechanismen: Intellektualisierung, Affektisolierung, Ungeschehen machen). Diese Fülle hat häufig eine Widerstandsfunktion gegen tiefer liegende, bedrohliche Themen, wie z. B. seinen vernichtenden Hass oder Trauer und Depression. Die vier Themen sind die Folgenden:

Die hoch ambivalente Beziehung zu seiner Mutter mit viel biografischem Material und dem Wunsch, von ihr mehr innere Autonomie zu erreichen.

Seine verarmt wirkende und ebenfalls ambivalente Beziehung zu seinem Vater. Sein Bemühen, sein Verhalten ihm gegenüber besser zu verstehen. Dabei oszilliert er zwischen Enttäuschung, Verachtung und einer melancholischen Sehnsucht bis zu latenten Selbstmordideen (»Treffpunkt im Unendlichen«). So schaut er sich mehrfach ein Vater-Sohn-Drama im Kino an (*The Deep Blue*), in dem er sich wiederfindet: Tod des Vaters, Schuldgefühle, selber Vater werden, bei der Spurensuche nach dem Vater selber umkommen. Die Beziehung zu mir, sein Wunsch

nach und seine Ängste vor Nähe, auch körperlicher, wobei ich ihm helfen möge, aus der engen Beziehung zu seiner Mutter herauszukommen. Die Wünsche erlebt er mit höchster Peinlichkeit, z. B. die ihm zwanghaft anmutende Idee, ich könnte ihm meine Lederjacke oder meinen grauen Pulli schenken. Er benötigt eine lange Zeit, um seinen Wunsch nach einem väterlichen Übergangsobjekt empfinden und ausdrücken zu können. Die erste große Ferienunterbrechung trifft ihn unerwartet heftig. Er reagiert depressiv und er träumt präzise und affektlos von einem in der Luft explodierenden Flugzeug, in dem ich sitzen müsste. Herr F. beschreibt die Explosion wie eine ästhetisierte Ejakulation. Die unbewusste mörderische Wut über mein ihn Verlassen kann er (noch) nicht fühlen. Beim Eintreten in mein Behandlungszimmer beginnt er mit einem Ritual, das sich heute erst aufzulösen beginnt. Er empfindet und artikuliert seine Abneigung hierherzukommen, obwohl er sich auf die Analyse und mich freut. »Sehnsüchtig denke ich zwischen den Stunden an die Analyse und Sie, doch sobald ich Sie lebendig hier sehe, möchte ich abhauen.« Ich verstehe dies als den zwangstypischen, ambivalenten Versuch, einen libidinösen Wunsch ins aggressive Gegenteil zu verkehren.

Schließlich das Thema der sexuellen Identität. Herr F. kann allmählich nach Bearbeitung seiner Ängste und Schamgefühle über seine ausgiebigen Onaniefantasien sprechen. Er: »Onanie ist Sex mit einem Menschen, den ich liebe! Ist leider von Woody Allen und nicht von mir.« Früher waren diese Fantasien so, dass er zwei Männer, von denen einer gefesselt sein musste, bei sexuellen Handlungen beobachtete. Zunehmend tritt er als bewusster Dritter in diese Fantasien ein. Sporadisch verändert sich das Paar, wobei ein Mann eine gefesselte Frau kalt befriedigt. Einmal träumte Herr F., dass er mit einer Frau in einem Zugabteil sexuell verkehrte, aber keine Ejakulation hatte. »Ich musste vorher meine Fahrkarte in einem Automaten entwerten lassen«. Alle Frauen vergleicht er mit seiner Mutter. Er selbst empfindet sich als Neutrum, wisse noch nicht, an welchem Ufer er landen werde. Am liebsten würde er seiner Mutter an den Kopf schleudern: »Ja, ich bin schwul!« Aber so eindeutig schwul fühle er sich nicht. Schöne Männerkörper ließen

ihn schon früh in Erregung geraten (in der Vorpubertät, z. B. in alten TV-Sendungen wie *Raumschiff Enterprise*), bei Frauen merke er, wie ihm rasch seine Gefühle schwinden und er einfach nichts fühle. »Da bin ich wohl frigide.« Sexualität taucht oft in der Konnotation mit Tod und Verstümmelung auf. Er witzelt mit Goethe: »Über allen Gipfeln ist Ruh/die Vöglein hoch über den Wipfeln/mit ihren Zipfeln/bald vögelst auch du. «Oder er vermutet in der Vagina seiner Mutter so etwas wie Rasierklingen als Attribut ihrer verborgenen Phallizität.

Nach etwa 120 Stunden erlebe ich Herrn F. für einige Wochen in einer maniform aggressiven und paranoid anmutenden Stimmung gegen alles und alle, auch mich. Er spürt seinen Frauenhass, zieht verbal randalierend, fast rassistisch über die andere Hälfte der Menschheit her: »minderwertige Geschöpfe ... dumm, hysterisch ... warum gibt's kein Spray gegen sie: Frauen-Ex!« Bei mir vermutet er, dass ich als Heterosexueller mich »mit so etwas« abgebe. »Welten trennen uns. Wahrscheinlich sind Sie ein Hetero-Perverser.« Dann hält er mich für möglicherweise irre »wie in dem Film *Dressed to kill*«, wo ein Analytiker als Frau verkleidet Patienten umbringt. Sein Vater habe ihn gemieden, wahrscheinlich abgelehnt. Aber vielleicht habe er seinen Sohn gemieden, weil er selber Angst vor seinen homosexuellen Gefühlen hatte. Er begegnet einem Transvestiten mit Schnurrbart, der ihn völlig irritiert. Seine Einteilung der äußeren Welt in eine männliche und weibliche scheint zu konfluieren, als versagten in dieser Frage seine Ich-Funktionen zur Realitätsprüfung.

Im Zusammenhang mit einer Onaniefantasie stellt er sich die Frage: »Bin ich seelisch ein Mann oder eine Frau?« Ich: »Vielleicht beides, und Sie brauchen Zeit, dies für sich herauszufinden.« Herr F. ist über diese Intervention sehr froh, da er zuvor dachte, ich setzte ihn unter Druck, sich gleich entscheiden zu müssen, wie die Mutter es oft tat und er in seinen Zwängen sich ja auch entscheiden müsse und nicht könne. Ihm fällt zudem ein Traum ein, den er mit etwa 16 Jahren hatte, in dem er »einfach in den Armen eines Mannes liegen und die Ruhe genießen kann«. Anschließend träumt er von einer alpinen Klettertour zwischen

Gletscherspalten und Flüssen mit brauner Masse und einem Mann, der ihn dort herausführt. »Ich wünsche mir, dass Sie mich aus dieser ganzen Scheiße herausführen.« Dies führt zum Abklingen seiner fast psychotisch anmutenden Art und Weise, mit mir zu reden. Danach wirkt er eher niedergeschlagen und auf sich alleine gestellt.

Was seine Symptome betrifft, so kann er inzwischen, wenngleich noch mit Ängsten, Aufzüge benutzen. Seine nächtlichen Arbeitszwänge sind weniger mächtig. Sein strenges Über-Ich scheint gemildert. Unverändert sind seine diffusen Schuldgefühle. Die Arbeitsstörungen haben sich aufgelöst. Im zweiten Jahr seiner Analyse legt er mit Erfolg sein Staatsexamen ab und denkt an eine Promotion; an seinem Thema arbeitete er schon längere Zeit.

Das zweite Analysejahr oder: »Die Analyse ist Scheiße, und Sie sind ein Stück Scheiße«

Alle Themen kehren wieder, allerdings auf anderem Niveau, wie beim Gewinde einer Schraube. Nach einer Umdrehung befindet sich dieselbe Stelle tiefer oder höher, regressiver oder progressiver. Die Zwänge haben sich zeitweise auf sein Auto verlegt, was den Nachteil hat, dass er nachts sein Zimmer verlassen muss, um z. B. die Handbremse zu kontrollieren. Denn sein Auto könnte auf die Straße rollen und z. B. einem Krankenwagen den Weg versperren, der einen Herzinfarktpatienten transportiert. Dieser Patient könnte auch ich sein. Er kann bei all seiner Fürsorge um meine Existenz und Angst, mich zu verlieren, auch etwas von dem aggressiven Wunsch erkennen, dass ich »abkratzen« solle, da ich für ihn so enttäuschend bin. »Sie sind grau wie Pappel!« Ich: »Wie Ihr Vater?« Tragikkomischerweise treibt sein Autozwang solche aggressiven Blüten, dass er eines Tages den Türgriff herausreißt. Seitdem ist sein Auto kein Objekt seiner Zwänge mehr. Aber es gibt andere, und ich bekomme eine Vorstellung von dem früheren Ausmaß

seiner Zwangswelt, seinem »Arbeitslager«, wie er einmal sagt. Z. B. befürchtete er als Fahrschüler, dass durch ihn die Trambahn eine Zehntelsekunde zu spät abfahre und dadurch einen Unfall mit Todesfolge verursache. Dann sage ich spontan und emotional, als er von seinen nächtlichen Sorgen berichtet, jemand könne über einen Stock stolpern, den er abends auf dem Trottoir liegen sah: »Warum müssen Sie sich eigentlich auch darum kümmern? Kann derjenige nicht selber aufpassen, dass er nicht stolpert und auf die Schnauze fliegt? Ich jedenfalls passe auf mich selber auf.« Diese vielleicht etwas ungewöhnliche Intervention führte bei ihm zu einer deutlichen Milderung seiner Zwangssymptomatik, auf die er oft zurückgreift. Was würde sein Analytiker dazu sagen? Herr F. möchte sich probierend mit mir identifizieren bzw. mich zumindest imitieren. Dazu passt, dass er mehrfach den Einfall hat, mich, mein Gehirn, später meinen Penis, am liebsten auffressen zu wollen, damit ich in ihm »verstoffwechselt« werde und ihn stärke. Das hätte auch den Vorteil, dass er mich mit anderen nicht teilen müsse, was ihm »ohnehin mächtig stinkt«. Sein oraler Kannibalismus wechselt über in analen Sadismus. »Heute Nacht habe ich im Traum den Tagesschauspieler erschossen. Ich glaube, das waren Sie mit Ihrer verdammten Hyperabstinenz. Sie sind nicht zu packen. Nachdem ich den einen erschossen hatte, kam der nächste.«

Am Ende des zweiten Jahres kauft er sich graue Pullover und eine Pfeife, wie ich sie habe: »Tut aber ganz schön weh auf der Zunge.« Er widmet sich verstärkt dem Hanteltraining, um seinen Körper attraktiv und wehrhaft zu machen. Außerdem gäbe es da schöne Männer anzusehen. Ihm werden sein Wunsch und seine Fantasie bewusst, dass sein Vater nicht gestorben sei und wiederkommen werde; dafür müsse er attraktiver sein. Er zeichnet ihn, »habe ihn aber danach mit dem Bleistift erstochen! Wohl aus Enttäuschung.« Er erinnert sich an pervers ausgestaltete Mordfantasien Männern und Frauen gegenüber und beschreibt ein unerklärliches Schuldgefühl mir gegenüber, das ihm verständlich und emotional spürbar wird, als er mich beschimpfen muss. »Sie sind zum Kotzen!«, weil ich seine Wünsche nach körperlicher Nähe nicht

real erfülle. Seine Arme brennen, er möchte meine Hand auf seinem Bauch fühlen. Eine Szene mit seinem Vater taucht immer wieder auf. Er sitzt als Kleinkind auf Vaters Schultern und greift in die brennende Zigarette, die sein Vater im Mund hat. Seine Mutter habe ihn getröstet.

Vielleicht habe er nach Kacke gerochen. Heute hätte er Lust, ihm und auch mir von oben auf den Kopf zu scheißen. Er ist zunächst über seine Ausbrüche sehr beschämt, windet sich, fängt an, mit dem Kopf zu zucken, so als könne er seine Gedanken abschütteln. Er weiß aber auch, dass eine reale Berührung zwischen uns ihn in Panik versetzen würde und ich bei ihm »erledigt« wäre. »Analyse ist Scheiße, und Sie sind ein Stück Scheiße! Langweilig, fade, grau. Ich hasse Sie!« Ich deute in diesem Zusammenhang, dass er sich mir passiv, weiblich hingeben und seine Liebe zeigen möchte, um mich in sich und dadurch sich selbst zu spüren. Aber wenn dies heute hier geschähe oder damals mit seinem Vater geschehen wäre, wäre er als Mann psychisch beschädigt und »zur Minna gemacht«. Herr F. kann die Folgen dieses Inzestwunsches nachempfinden und reagiert eine Zeit lang mit depressivem Rückzug. Seine anal-sadistischen Ausbrüche mir gegenüber beschäftigen mich zwei Analysejahre und stehen in unterschiedlichem Kontext. Z. B. aus Verzweiflung und Protest wegen der Weigerung realer körperlicher Liebesbeweise, so als sei ich ein Sadist und Narzisst, der niemanden brauche und ihn »verbrennen« lasse. Oder aus Verachtung, Triumph und bewusstem Vernichtungswunsch mir als untauglichem Objekt gegenüber. Der dritte Aspekt beinhaltet kindlichen Trotz, Rückzug zur Mutter, die ihn zwar beherrsche, aber ihn in seinen narzisstischen Bedürfnissen befriedige, aufpumpe, ihm kurzfristig ein Gefühl von Größe und Grandiosität verleihe. Bis zur Schulzeit musste/durfte er mit ihr Mittagsschlaf auf dem Sofa halten, was er genoss, aber auch entdeckte, dass er der Mutter an der Brust Schmerzen zufügen und mit Bestrafung rechnen konnte.

Als er sich erstmals freier auf der Couch bewegte, sich sogar auf den Bauch legte, erinnert er sich an rektale Einläufe seiner Mutter. Seine Mutter habe jahrelang seine Ausscheidungsfunktionen, besonders das Wasserlassen vor dem Zubett- oder Außerhausgehen, kontrolliert. Noch heute müsse er jede Nacht wie ein alter Mann einmal aufs Klo rennen,

wo er Anlässe für seine Zwangshandlungen findet. »Mein Vater hat mich nie bestraft. Was muss ich hier eigentlich noch tun, damit Sie mich endlich einmal ohrfeigen? Das würde mich sehr entlasten. Aber Ihre Scheißanalyse befriedigt ja nicht mal so was!« Der andere Aspekt des Trotzes besteht darin, dass er sich anderen Männern passiv hingeben möchte, um sich das zu holen, was ich ihm vorenthalte. Er erkennt, dass seine homosexuellen Wünsche zwar auch Suche nach einem Mann sein können, aber sie sind letztlich ein Rückzug zur befriedigenden Mutter. Der ganze mühsame Weg, sich mit seinem Vater identifizieren zu müssen, fiel weg. Ich: »So paradox dies klingen mag, der Weg zu einer Frau, die nicht Ihre Mutter ist, führt über einen Mann, ihren Vater.« Herr F.: »Offenbar interessiert mich dieser Weg nicht, es hätte sich bei meinem Vater nicht gelohnt.« Wir untersuchen dieses »Lohnen« näher. Herr F. kann verstehen, dass er heute als erwachsener junger Mann mit seinen körperlichen und sexuellen Bedürfnissen infantile Trieb-, Objekt- und narzisstische Wünsche erfüllt bekommen möchte. Ich deute wiederholt seine Sexualisierung als einen Widerstand gegen seine ungelösten infantil-sexuellen Konflikte. Er erinnert sich an den Traum, wo er ohne sexuelle Erregung in den Armen eines älteren Mannes ruhen kann. Diese Erinnerung stimmt ihn sehr traurig. Er bedauert, dass er hier bei mir nicht weinen kann, überhaupt wehre er solche Gefühle heftig ab.

Der Golfkrieg ist auch ein Krieg in der Übertragung. Er vermutet in mir den feigen Pazifisten. Er sei der Kämpfer, der den Aggressor wie eine Kakerlake aus den Kellern jage. Er verspürt aber zugleich eine starke erotische Ausstrahlung von Hussein, ein Mann, in dessen Armen tot oder lebendig zu liegen sich lohne, den er hassen und lieben könnte. Sein Vater sei einfach verschwunden, habe keine Spuren hinterlassen, kein Blut. Seine passiven sexuellen Wünsche bekommen eine aktive, ja aggressive Note. Er möchte seinen analen Sadismus in einen phallischen umwandeln bei mir und auch bei Frauen, für die er sich zunehmend interessiert und mit denen er eine Reihe von Verabredungen hat. Aber immer, wenn eine Frau etwas Körperliches von ihm will, weicht er zurück bzw. stößt sie verbal »voll Rohr« zurück. In dieser Zeit reißt er auch den erwähnten Türgriff an seinem Auto ab. Er äußert zum er-

sten Mal in seinem Leben eine neue Gefühlsqualität, nämlich dass er sich phallisch erleben darf und nicht beschämt oder bestraft wird. Und er will davon Gebrauch machen, wie er deftig kommentiert: »Ich will nicht mehr nur kacken, ich will ficken!« Seine von den Zwängen befreiten Triebbedürfnisse suchen drängend ein Liebesobjekt.

Die Empfindungen von Herrn F. verändern sich auch derart, dass er kleine Kränkungen zu Stundenanfang oder -ende sehr empfindlich wahrnimmt. Früher reagierte er äußerst unterwürfig. Die Bezahlung der Stunden nach Ablauf der Kassenleistung von 300 Stunden erfolgte, indem er das Geld in einem schmutzigen Kuvert auf meinen Schreibtisch warf. Zählen und Quittieren sind ihm sehr peinlich. Der Stundensatz ist seiner sozialen Lage entsprechend um 20 Prozent erniedrigt; dies anzunehmen fiel ihm aus verständlichen Gründen nicht leicht. Die Einführung einer grenzziehenden Realität geschah am Ende des zweiten Jahres dadurch, dass Herrn F. und mir klar war, dass die »Mutter Krankenkasse«, obwohl eindeutig weiterhin eine schwere neurotische Krankheit bestand, aus der Verantwortung zu entlassen sei.

Eine wichtige Intervention zur Einführung der von dem Patienten vermiedenen Auseinandersetzung mit Realität und Grenzen ist die Entdeckung und Mitteilung, dass ich als sein Analytiker nach Hause zu meiner Frau fahre. »Wir sind geschiedene Leute, Sie sind der Verräter.« Ich sage: »Nicht nur zu einer Frau, sondern auch zu einem Sohn.« Diese Mitteilung ist für Herrn F. wie ein schwerer, aber ernüchternder Schock. Sie erfüllt ihn lange mit Trauer, Neid, Eifersucht und Wut. Meine Frau interessiert ihn weniger. Meinem Sohn gegenüber empfindet er Mordfantasien oder den Wunsch, ihm etwas zu schenken. Seine Assoziationen über eine homosexuelle Beziehung zwischen uns Männern verändern sich zu einer von genitaler Sexualität entkleideten Beziehung. Er möchte ein kleiner Junge sein, der von seinem Vater nach dem Duschen im Schwimmbad abfrottiert und gekämmt wird. Diese Veränderung der Übertragungsfigur bestärkt mich in der Richtigkeit meiner realitätsstiftenden Mitteilung. Parallel verändert sich auch das Bild über seinen Vater, der weniger passiv und schwach erscheint. Anschließend kauft er sich eine Brille, wie sein Vater sie damals trug.

An äußeren Daten ist zu bemerken, dass Herr F. nach seinem Staatsexamen eine Teilzeitstellung an der Universität erhält, um zu promovieren, was ihm in recht kurzer Zeit, Mitte des dritten Analysejahres, gelingt. Anschließend tritt er das Referendariat an.

Das dritte Analysejahr oder Autonomiewünsche und »Coming-out«

»Ich fühle mich zum ersten Mal richtig frei.« Er kann ohne eine Spur von Angst Aufzüge fahren. »Draußen geht es mir ganz gut. Aber hier sind Sie jetzt mein Problem.« Seine Zwänge haben nachts eine unterschiedliche Aktivität. Kurzzeitig hat er das Gefühl, als träten an die Stelle der Zwänge hypochondrische Ängste. Er kann mit seinem Chef und seinem Doktorvater rivalisieren und erhält Anerkennungen, die über den Rahmen der beruflichen Tätigkeit hinausgehen. Das Freiheitsgefühl bezieht sich auch auf seine Besuche in Schwulenkneipen. Er sieht Männer, »gegen die Sie keine Chance haben«. In einem ersten Gegenübertragungstraum träume ich, wie mich Herr F. fest umklammert. Seine Liebeserklärungen sind kämpferisch, aber ohne Destruktion. In der 350. Stunde hat er mit dem Rigorosum seine Promotion abgeschlossen, kann sich aber über seinen »Namensphallus« und das Gleichziehen mit mir nicht recht freuen. Deutlich wird etwas Trennendes, dass er damit seinen Vater sichtbar überholt hat, wenngleich seine Mutter auf seinen Titel sehr stolz ist. Später sagt sie, der Titel gebühre ihr. Herr F. etwas sarkastisch zu mir: »Wenn Sie sterben, werde ich mich unter Sie legen, damit Sie es nicht so hart haben.« Ich: »Vielen Dank, dass Sie sich so um mich sorgen. Dann hätten wir doch noch in diesem traurigen Moment eine ganz enge körperliche Beziehung zueinander.« Er: »Ja, endlich.« Dann ernst und traurig: »Das würde mir vermutlich so große Angst machen wie die Klaustrophobie in den Aufzügen, mit meinem Vater im Grab vereint. Und keine Frau stört uns.« Er wehrt seine Trau-

rigkeit ab, indem er über die Prüfung und die Leistung spricht, über die er sich nicht freuen kann. Es habe ihn gekränkt, dass der Beiprüfer seinen Namen falsch schrieb. Dann formuliert er, dass er jetzt den Wunsch nach Umarmung und Küssen fühlen und zulassen kann und zudem die Einsicht, dass er diesen Wunsch bei mir hier haben darf. Herr F.: »Und ich kann dies nur wünschen, weil ich weiß, dass es eben nicht wirklich passiert; dadurch habe ich Sicherheit. Und dadurch, dass Sie dabei nicht sterben.« Ich, nach einer Pause: »Ja, ich passe auf mich selbst auf, und Sie können mich mit Ihrer Liebe weder umbringen, noch mit Ihrem Hass aus dem Wege räumen. Es ist für uns beide Platz.« Herr F. geht tief bewegt. Für einige Nächte hat er keine Zwänge. Anschließend wird auch seine Zahnsperre entfernt. Entgegen seinen demonstrativen Widerständen gegen die Analyse äußert er den Wunsch, tiefer einzusteigen. Wenige Stunden später möchte er aber wieder mich oder sich wie einen Bahnwagen abkoppeln. Ich teile ihm mit, dass in einem Jahr meine Klinik­tätigkeit beendet sein wird und ich mich im Umland niederlassen werde. Er: »Dieses Gefühl von Endlichkeit, ist wie sterben.« Er stützt sich in der folgenden Zeit häufig im Liegen auf seine Unterarme, »um klarer zu sehen, ob ich nun schwul bin oder nicht«. Um die 388. Stunde habe ich einen erneuten Gegenübertragungstraum, in dem der Patient als Tuberkulosekranke in meinen Armen liegt. Wenig später formuliert er den Wunsch, sich auf homosexuelle Flirts näher einlassen zu wollen: »Aids hin, Aids her.« Ich spüre und thematisiere seinen Wunsch, sich von mir unabhängiger zu machen, Befriedigung außerhalb der Analyse zu suchen und sich damit bestimmten Bereichen der Analyse zu entziehen. Wir sprechen auch über die Gefahren von Aids, der Versuchung zur Verleugnung und die Notwendigkeit, für sein Tun die Verantwortung zu übernehmen. Einerseits entlastet dies Herrn F. sehr, andererseits beschimpft er mich als »Loch ... Scheiße ... Wichser«, was ihm sehr leidtut. Er habe das Gefühl, mich mit seinem »Coming-out« zu verliehen, aber auch zu strafen. Ich: »Mit solchen Verbalinjurien können Sie sich leichter von mir trennen.« Er spürt aber auch meine Enttäuschung, dass er sich für diesen Weg entscheiden muss.

In der 395. Stunde berichtet er von seinem ersten Kuss mit Holger,

einem jungen Homosexuellen, der in seinem Haus wohnt. Er habe sich passiv erobern lassen, der erste Kuss war ein elektrisierendes Erlebnis, das er nie vergessen werde. »Ich habe von ihm alles bekommen, was ich von Ihnen nicht kriege.« Sie kamen auch über das Wochenende schnell zur Sache, »alles außer Analverkehr«. Es ist ihm peinlich, dass Holger ihm so gut gefällt, er ist kleiner, jünger und recht erfahren. »Als ich ihn in den Armen hatte, schoss es mir durch den Kopf, er ist wie meine Mutter ... Dennoch ist meine spontane Erektion Fakt ... Sie könnten mir in die Hose fassen und nichts würde sich bei mir regen ... Ich kratze Sie von mir ab.« Ich: »Ich bin für Sie gestorben, abgekratzt.« Er lacht höhnisch, berichtet dann, dass er sich Gedanken mache, warum Holger schwul wurde und was mit seinem Vater los war. Das habe Holger nicht gefallen, er sei überhaupt sehr schnell beleidigt. Er glaube, er liebe Holger, aber er spüre, Holger liebe ihn nicht. Herr F. hat Zweifel, ob er wirklich schwul ist, aber Männer seien erregend, allerdings nicht befriedigend; bei Frauen sei es umgekehrt.

Nach den Sommerferien bringt er den ersten Traum nach seinem »Coming-out«: »Zwei Frauen, ich und ein Mann waren da, der Mann wollte uns nicht reinlassen in eine Kneipe oder so was. Da habe ich ihn nur an die Wand gequetscht, ich sah Blutstropfen, und der Mann war plötzlich tot. Er hatte blaue Augen wie Holger und mein Vater. Im Traum hatte ich Angst, dass ich vor Gericht dafür verurteilt werde.« Herr F. ist über seine erstarkten Kräfte sehr erschrocken. Ihn irritiert, dass er mit zwei Frauen unterwegs war, der Tod seines Vaters komme ihm manchmal auch wie eine fahrlässige Tötung vor; er hätte den Mann vorbeilassen können. Die Beziehung zu Holger besteht einige Monate. Herr F. erlebt sie sexuell befriedigend, aber psychisch weniger. Er bezahlt seine Analyserechnungen mit einem Gefühl wie im Bordell. Hier werde er betrogen, er könnte mehr verlangen fürs Geld. Die Freundschaft zu Holger geht im Streit um kleine Kränkungen, Eifersucht und Untreue zu Ende. Herr F. ist über viele Monate depressiv und wirbt um Holger. Während des vierten Analysejahres treffen sie sich gelegentlich, aber »das alte Gefühl ist passé«. Er versteht die Schwierigkeit, eine »echte schwule Beziehung« herzustellen. Er spricht von der »narzisstischen

Sackgasse«, in der jeder Schwule stecke, er liebe sich und suche sein Ideal im anderen. Beruhigend sei, dass Frauen »leider draußen warten müssen« wie Hunde in der Metzgerei. Ich: »Offenbar ist es sehr beruhigend, dass jeder eine Wurst hat und keine Frau da ist, die eine haben möchte.« Diese Deutung der Angst vor der Penislosigkeit der Frau ist aber Wasser auf seine Mühlen, denn an seinem Arbeitsplatz ist Herr F. Hahn im Korb bei vielen Frauen. Eine Kollegin, die zudem schwanger ist, möchte mit ihm intim werden. Ein Jahr später versucht sie es erneut auf eine ungestüme Weise, die Herrn F. in die Flucht schlägt.

Die Übertragung sieht für längere Zeit so aus, dass ich »armer, spießiger Hetero« abgemeldet bin. Der vorbereitete Tenor ist, wenn ich es mir mit ihm noch überlegen will, soll ich mich melden. Er tritt in eine neue Runde seiner anal-sadistischen Fantasien gegenüber Frauen ein: »Ich bin froh über jeden Mann, der eine Frau bestraft, schlägt, vergewaltigt.« Es folgen Pfählungsfantasien, die nach einiger Deutungsarbeit umschlagen in einen ungeheuren Neid auf Frauen, die passiv aufnehmen und gebären können. Dagegen helfe nur ein Koitus in Form einer phallischen Bestrafung. Herr F. kann sein Bedauern formulieren, aus der Welt der heterosexuellen Spannungen zwischen Mann und Frau ausgeschlossen zu sein. Er kann Bezüge zur Schlafzimmersituation seiner Eltern zulassen, aber er will nicht. Der Penis gilt als Eintrittsbillett in eine prickelnde narzisstische Welt unter Gleichen, die aber auch schnell ihren Flitter verliert. Er greift frühere Deutungen auf, dass der Anblick der Penislosigkeit ungeheure Angst mache, aber er fürchte die Beschämung durch eine Frau und noch ungleich mehr die totale Vernichtung in der Frau. Nichtsdestoweniger zieht Herr F. als einziger Mann in eine Frauenwohngemeinschaft ein. Eine der Mitbewohnerinnen verliebt sich in ihn, und er ist in seinen Vorurteilen von keifigen, hysterischen und verschlingenden Weibern wieder einmal bestätigt. Er wundert sich, dass ich als »normaler Hetero« so völlig unbeschädigt auf ihn wirke. Er setzt um die 480. Stunde zu einer Art Wiederannäherung an, weil ich seinen Autonomieausflug nicht mit einer Zurückweisung bestraft hatte. Er erinnert sich, dass er wohl als kleiner Junge mit dem Rädchen von zu Hause weg wollte, aber diese Ausflüge von seiner ängstlichen Mutter

mit Schlägen ausgetrieben bekam. Mit zwei bis drei Jahren habe er sich unterordnen gelernt, vorher war er sehr vital und neugierig, was er inzwischen weiß. Sein Vater habe für ihn nie Partei ergriffen. Ich: »Nach dem Motto, jetzt lass mal den Bub in Ruhe!« Er: »Ja, Ruhe.«

Das vierte Analysejahr oder Abschied und Trauer

Dieser Abschnitt ist gekennzeichnet durch eine Reihe äußerer und auch innerer Veränderungen bei Herrn F. Zu den äußeren zählt mein Wechsel von der Klinik in die Praxis, die Angst machende Fantasie, mit meinem Privatleben konfrontiert zu werden, sowie sein Wechsel im Rahmen des Referendariates aus einer ihn anerkennenden, fast familiären in eine kalte und offenbar beziehungslose Umgebung mit enttäuschenden Chefs. Er muss sich in seiner Arbeit sehr zwanghaft verhalten, um nichts falsch zu machen. Er: »Das ist einfach kein Leben.« Er ist gefühlsmäßig an die schale Beziehung zum Vater erinnert, nur mit dem Unterschied, dass das »nervige«, aber ihn narzisstisch stark aufbauende Element Mutter nicht ausgleichend vorhanden ist. Er muss sich somit mit der »Nicht-Beziehung« zu seinem Vater befassen. Die mütterliche Dimension (Hahn im Korb) war durch die vorhergehenden Berufsbeziehungen in einem Übermaß repräsentiert, sodass Herr F. in Größenideen schwelgen konnte. »Wann werde ich denn hier Chef?« Seine Mutter habe ihm dieses Gefühl wie eine Droge um den Preis der Abhängigkeit verschafft, und sein Vater sei dagegen nicht eingeschritten. Der Preis, so erarbeitet er sich, sei die Homosexualität. In der er und die Mutter sich über die Entwertung des Vaters bzw. Mannes einig waren, er dafür der Mutter ewige Treue schwor und mit einer Frau nicht nach Hause kommt. Seine früheren Assoziationen zum ersten Gebot, »Du sollst keine fremden Götinnen haben neben mir«, passen genau hierher.

Das letzte halbe Jahr hat Herrn F. in immer wiederkehrende tiefe depressive Krisen gestürzt, die ihn aber in seinen affektiven und kogni-

tiven Äußerungen deutlich haben erwachsener werden lassen; er wirkt echter und weniger passiv. Seine immer kürzer werdenden homosexuellen Affären haben die Funktion, die ihn narzisstisch aufpumpende Mutter zu ersetzen. Die Beziehungslosigkeit und die narzisstische Sackgasse Homosexualität machen ihm Angst. »Ich glaube, als Schwuler kriege ich nicht das, wonach ich suche.« Ein Treffen mit Holger kommentiert er: »Wir beide kamen uns vor wie zwei kleine Jungs, die sich gegenseitig Papa sein wollten, was aber nicht geht.« Er fantasiert sich mehrfach als Mogli aus dem *Dschungelbuch*, der nicht zu den Menschen und Frauen will. Seine Mutter und die schwule Szene seien wie Balu, der Bär, der Mogli mit allen Mitteln im Dschungel halten möchte; dass es im Hintergrund den väterlich fürsorglichen Panther Baghira gibt, hat er völlig vergessen.

Trotz aller Attacken gegen mich als versagendes Objekt kann Herr F. seine Liebe mir gegenüber in Worte fassen. Eine Liebe, die nicht mit einer genitalen, aber mit einer psychischen Befriedigung einhergeht. Mehrfach ist er den Tränen nahe, und einmal kann er diese zu- und laufen lassen, kann auch die Trauer um seinen toten Vater fühlen. Er sucht sein Grab auf und küsst heimlich den kalten Grabstein dreimal zum Abschied, ohne sich dafür schämen oder lächerlich finden zu müssen. Dabei realisiert er, dass sein Vater unter seiner eigenen Mutter im Familiengrab liegt.

Eine entsprechende Fantasie, allerdings in einer Geschlechtsumkehr, hatte er kürzlich mit mir berichtet. Er kauft sich eine Kerze, wie sie an Allerseelen auf den Gräbern entzündet wird, und lässt sie in seinem Zimmer brennen.

Das Ende der Analyse wird in der 560. Stunde angesprochen, was Herrn F. wiederum an »das schmerzliche Gefühl von Endlichkeit« erinnert. Er möchte nicht daran denken und ist darüber sehr traurig, dass er hier bei mir immer noch nicht »ohne hysterisches Theater und Zwangsrituale« alles sagen kann, was ihm durch den Kopf geht. Wenn er das könne, dann glaube er, dass er gehen könne. Wir fassen ein Ende im oder nach dem fünften Analysejahr ins Auge. Herr F. bemerkt die hartnäckige Parallelität seiner Beziehung zu seinem Vater und zu mir,

dass er aus Ängsten und Konfliktvermeidung seine Beziehungsmöglichkeiten nicht nutzt. Er spüre deutlich diese Reserve. Uns beiden ist noch nicht klar, wie viel Zeit und wie lange er mich noch brauchen wird. Er will jedenfalls seine Zwänge, sein »Eintrittsbillet« in die Analyse, gänzlich aufgeben können. Außerdem sei ihm noch nicht klar, warum er eine solche Angst vor Frauen habe. Ich sage, dass er das am besten klären könne, wenn er dies mit einer Frau herausfinde, solange er hier bei mir in Analyse sei. In diesem Zusammenhang erwähnt er seine Mandeloperation im Alter von fünf Jahren, wonach er ein Kettcar geschenkt bekam, »ein Ding, das ich liebte« und das ihm etwas »Autonomie« verschaffte. Die darauffolgende Stunde vergisst er einfach und taucht verstärkt in die schwule Szene ein mit dem bewussten Wunsch, analen Verkehr auszuprobieren. Aidsangst und »ein Gefühl, mich wegzuschmeißen«, hindern ihn daran. Er sagt eine Verabredung mit einer Frau ab. Er erinnert sich, dass mit sechs oder sieben Jahren ein Klassenkamerad vorschlug, ihm einen Stock in den Hintern zu stecken, was er ablehnte. »Das ist ja, wie von Mutter gefickt zu werden, nur ihre Befriedigung zu sehen und nicht meine«. Am gleichen Tag fährt eine Frau ihm hinten auf sein neues Auto auf. Herr F. hat Schuldgefühle, obwohl er objektiv, »verkehrsmäßig« unschuldig ist. Ihn beschäftigen seine ambivalenten Gefühle mir gegenüber. Er erarbeitet seinen nach wie vor starken Wunsch, mich bzw. seinen Vater als ein liebendes Objekt vor sich haben zu wollen im Gegensatz dazu, mich bzw. seinen Vater identifikatorisch in sich zu haben. Ich: »Wenn Sie sich mit mir identifizieren müssten, haben Sie das Gefühl, mich zu verlieren. Sie möchten mich immer real vor sich haben, was aber nicht gehen wird.« Herr F. berichtet in der folgenden Stunde von seinem Gefühl, »das Kind der Eltern bleiben zu wollen«, d. h. nicht erwachsen werden zu müssen.

Er las in den Ferien das Buch *Ich habe Dir nie einen Rosengarten versprochen*. Ihm komme das Schwulsein wie eine »schöne Psychose« vor, wodurch die Welt und viele schmerzliche Realitäten, wie Trennungen und Verluste, nicht wahrgenommen werden müssen. Trotz seiner spürbaren Trauer habe er jetzt Angst vor dem Tod, der ihm früher eher wie eine erlösende Vereinigung vorkam. Ihm werde in letzter Zeit

bewusst, dass er sterben könnte. Herr F. erinnert sich an die Gefühle, als sein Vater starb. Seine Mutter fragte ihn, ob er ihn noch ein letztes Mal sehen wolle, was er ablehnte. Es sei nicht das Gefühl der Trauer und des Schmerzes gewesen. Er glaube, er habe die Endgültigkeit gar nicht realisieren wollen. Er empfand vielmehr ein starkes Gefühl von Peinlichkeit seiner Mutter gegenüber, dass er eigentlich seinen Vater doch zu sehen wünschte. Gerne hätte er seinen Vater einmal geküsst. Immerhin habe er es an seinem Grab nachgeholt. »Ein Kuss für Vater.«

In der nächsten Stunde nach dem Wochenende ist sein Gefühl aggressiv umgeschlagen. In der Schwulenkneipe habe er sich spöttisch über seinen Vater ausgelassen, außerdem hatte er den Impuls, zum Grabe seines Vaters zu fahren und darauf zu pinkeln. Er kam sich vor, als sei er ein Uhrwerk, das nicht wisse wohin. Zudem merke er, dass er in der schwulen Szene auf seinen Ruf als »höflicher Mensch« pfeife, »ist mir scheißegal«. Auch habe ihn eine Frau in seiner Schwulenstammkneipe gefragt, ob er denn wirklich schwul sei. Er habe sie knallhart ironisch abgebugelt. »Ich komme mir zurzeit vor, als tanze ich auf einem Seil und meine Mutter rollt unten schnell das Fallnetz ein. So war's schon immer.« Ich: »Wenn Sie dennoch über das Seil auf die andere Seite wollen, bleibt Ihnen nichts anderes übrig, als sich an der Balancierstange festzuhalten.« Er lacht und bedankt sich ironisch, dass seine nicht so groß sei. »Ohne das Sicherheitsnetz meiner Mutter komme ich mir da oben verdammt alleine vor.«

An dieser Stelle, nach vier Jahren Analyse und 15 Monaten vorausgegangener Psychotherapie, muss der Bericht über Herrn F. enden, ohne dass damit seine Behandlung zu Ende ist. Der Bericht vermittelt etwas über das Ausmaß psychischen Leidens, seine unbewussten Zusammenhänge und die Zähigkeit, mit der Veränderungen vonstattengingen. Herr F. konnte bisher viele seiner neurotischen Symptome aufgeben oder minimieren. Die Suche nach seiner endgültigen sexuellen Identität und seiner Beziehungsfähigkeit ist jedoch nicht abgeschlossen und wird noch eine gewisse Zeit psychoanalytischer Bearbeitung bedürfen.